

ROMANISTIK



Alter(n) in der Stadt
Vieillir en ville

Sprach- und literaturwissenschaftliche Beiträge
aus Romanistik und Germanistik

Bettina Lindorfer/Solveig Kristina Malatrait (Hg.)

F Frank & Timme

Verlag für wissenschaftliche Literatur

Bettina Lindorfer/Solveig Kristina Malatrait (Hg.)
Alter(n) in der Stadt / Vieillir en ville

Romanistik, Band 8

Bettina Lindorfer/Solveig Kristina Malatrait (Hg.)

Alter(n) in der Stadt

Vieillir en ville

Sprach- und literaturwissenschaftliche Beiträge
aus Romanistik und Germanistik

mit einem Geleitwort von Jürgen Trabant

FFrank & Timme
Verlag für wissenschaftliche Literatur

Umschlagabbildung: © S. Schlünkes/PIXELIO

ISBN 978-3-86596-410-6

ISSN 1860-1995

© Frank & Timme GmbH Verlag für wissenschaftliche Literatur
Berlin 2012. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Herstellung durch das atelier eilenberger, Taucha bei Leipzig.

Printed in Germany.

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.frank-timme.de

Inhaltsverzeichnis

Vorwort von *Jürgen Trabant* 7

Einleitung 11

Sprache und Alter(n)

Bettina Lindorfer

Stadt – Sprache – Alter: Neue Annäherungen an
„Sprache und Alter“ 19

Brigitte Jostes

Altersstarrsinn oder Altersweisheit? Die sprachliche
Bildung der Älteren 43

Annett Volmer

Zu alt für eine neue Sprache? Fremdsprachenlernen
und Alter 69

Carolin Krüger

Das sprachliche Feld des Alter(n)s in der deutschen
Gegenwartssprache: Funktionen in öffentlichen
Diskursen und deren Wandel unter sozio-
ökonomisch-demographischen Rahmenbedingungen 85

Annette Gerstenberg

Erinnern in der Stadt:
Situationseinbindung und Kontext im
institutionalisierten autobiographischen Erzählen 101

Literarische Zugänge zum Alter(n)

Rosmarie Fabian

Das Verhältnis des gealterten *poeta doctus* zum Stadt-
und Hofleben – eine Analyse der Gedichte Voltaires 115

Solveig Kristina Malatrait

Poétiques du vieillissement – le flâneur face au temps
chez Baudelaire et Jacques Réda 129

<i>Vérane Partensky</i>	
La mémoire mortifère :	
Jean Lorrain et la vieillesse du dandy	149
<i>Dagmar Bruss</i>	
Leben, schreiben, altern: Jean Améry und Marcel Proust.....	163
<i>Dorothee Brandt-Hurka</i>	
La tristesse d'une vieillesse parisienne: Geronto-	
psychologische Betrachtungen des Alterns in der Stadt –	
<i>Une désolation</i> von Yasmina Reza (2001)	179
<i>Hella Ehlers</i>	
„Mein Leben lang bin ich auf so was gelaufen, auf Straßen	
und Trottoiren [...]“ – Lebensläufe und Topographie der Stadt	
in Irina Liebmann „Die freien Frauen“	193
Verzeichnis der Beiträgerinnen	211

Vorwort (eines alten Mannes aus der Stadt)

Ich finde es eigentlich nicht richtig, dass ein alter Mann – alt und Mann – ein Vor-Wort vor all den klugen Worten junger Frauen – jung und Frau – haben soll. Auch ein Nach-Wort ist eigentlich unpassend. Ich geniere mich also ein bisschen. Aber es ist natürlich ungeheuer generös, dass mich die in diesem Band schreibenden Frauen zu Wort kommen lassen. Ich bin gerührt und dankbar über diese wunderbare Einladung. Dass ich das so empfinde, zeigt vielleicht doch schon an, was sich geändert hat in den letzten Jahren in Bezug auf Alter und auf Geschlecht. Noch meine akademischen Lehrer (Jahrgänge 1900 bis 1920) hätten sich in vollem Bewusstsein ihrer ungeheuren wissenschaftlichen Bedeutung überhaupt nicht gewundert, dass sie zu einem solchen Band ein Vorwort schreiben dürfen. Wir alten Männer heute wundern uns schon und wissen die Ehre zu schätzen. Ich nehme sie an, weil der Band ja von mir handelt, von alten Sprechern (und Sprecherinnen): *mea res agitur*. Und das Vorwort wird natürlich kurz sein.

Die hier versammelten Studien zeigen: Alter plus Stadt ist keine für Menschen bekömmliche Kombination: Sprachliche Fähigkeiten werden – wie sollte es auch anders sein? – unabhängig vom Ort im Alter abgebaut, und die Stadt ist kein guter Ort für Alte, vor allem wohl, weil dort niemand mehr mit ihnen redet. Im heißen Paris des Jahres 2003 krepitierten sie zu Hunderten allein in ihren Wohnungen, sozusagen *sans mot dire*, jedenfalls hat niemand ihre letzten Worte gehört. Vorher aber hatte auch schon niemand mehr ihre vorletzten Worte vernommen. Was man auch wiederum verstehen kann, oder? Denn diese sind, wie die Psycholinguistik zeigen kann, durch Benennungsschwierigkeiten, Probleme beim Verstehen, Reduktion syntaktischer Komplexität, Schwierigkeiten mit Pronomina, Wiederholungen, Abschweifungen und weitere Verfallserscheinungen charakterisiert. Deprimierende Prozesse. Wer will sich das schon anhören? Aber das Miteinandersprechen bis zum Ende, das machen gerade die literarischen Beiträge des Bandes deutlich, ist ganz offensichtlich ein Lebensmittel wie Essen und Trinken. Es macht die „unheilbare Krankheit“, wie Jean Améry das Alter nennt, erträglicher. Seine Abwesenheit führt unmittelbar zum Tod.

Offensichtlich ist das Alter das allmähliche Ende der Sprache (ich persönlich bemerke noch nichts davon, außer dass ich hier gerade „abschweife“), die mit dem Tod ganz verstummt. Dagegen lässt sich nun einmal nichts machen. Aber nicht schon vor dem Ende verstummen, auch wenn Gedächtnis,

Inhibition und Plastizität nachlassen (wie die Psychologie gnadenlos diagnostiziert), darauf kommt es an. Geradezu aberwitzig und rührend kämpfen viele Alte mutig gegen den „Abbau“ geistiger und sprachlicher Fähigkeiten an: durch das Erlernen fremder Sprachen. Sie lernen fremde Sprachen, das heißt sie bauen Sprache auf, nicht ab, die meisten „einfach so“, weil es ihnen Spaß macht, aber vermutlich doch auch gleichsam hoffend, dass ihnen (wenigstens) fremde Ohren zuhören und fremde Zungen antworten. Die fremdsprachigen Bücher, die italienischen Opern sprechen und singen uns ja noch zu. Und wir wollen uns Menschen in fremden Ländern verständlich machen, in ihren Sprachen, in der Hoffnung auf Antwort. Denn Sprechen, diese tiefe menschliche Lebensenergie, zielt darauf, dass, wie Humboldt einmal schreibt, mein „Wort aus fremdem Munde wiedertönt“. Solange dies geschieht, ist man nicht tot.

Und man ist auch noch nicht tot, wenn man wie Jean Améry gegen die „unheilbare Krankheit“ protestiert. Der Protest ist – wie das Sprachenlernen – ganz offensichtlich eine sprachliche Aktivität, die sich dem „Abbau“ entgegenstellt, auch wenn sie ihn letztlich nicht verhindern kann.

Darauf kommt es an: Widerstehen. Deswegen kann ich auch den Befund der Literatur gegen die Stadt (im Alter) nicht ganz nachvollziehen. Dass die Stadt ein schlechter Ort für Alte sein soll, überrascht mich einigermaßen. Das sprachlose sommerliche Sterben der Alten in der großen Stadt Paris spricht natürlich gegen die Stadt. Aber Voltaires antikischer Rückzug aus dem jugendlich-performativen Geschwätz von la Cour et la Ville nach Ferney diente mehr der Konzentration auf das Schreiben von bleibenden Texten als dem Heilen von städtischen Altersbeschwerden. In der Tat bersten die Zentren großer Städte vor Jugendlichkeit. Das macht zum Beispiel auch Berlin zur Zeit so sichtbar anziehend für andere Junge. Sie sind auch intolerant und unfreundlich zu Alten in Innenstadtquartieren (na klar, die Alten erinnern sie an den auch ihnen drohenden Tod). Dennoch: Ich kann nicht finden, dass die Stadt kein Ort für Alte ist, im Gegenteil. Nichts würde mir mehr widerstreben, als aufs Land (und sei es auch die schöne Toscana) zu ziehen. Der Garten, der in diesem Band als Fluchtort für Alte aus der Stadt erscheint, ist nur erträglich, weil er in der Stadt liegt. Daher sind, wenn ich es richtig beobachte, auch Altersstifte und Altenheime mitten in die Städte gezogen. Direkt neben dem Hauptbahnhof Hannover erhebt sich markant ein bekanntes Altenstift. Auch die Berliner City West ist voller „Residenzen“, wie es so schön euphemistisch heißt (es gibt also genug Platz für Junge und Alte in der Stadt). Theater, Opernhäuser, Museen sind mitten in der Stadt, und dorthin zieht es immer noch die grauen Häupter. Viele meiner

pensionierten Kollegen aus eher ländlichen oder kleinstädtischen Gegenden kaufen sich Wohnungen in Berlin – mitten in der Stadt, sie wollen hier alt werden. Aber das heißt auch, dass sie hier das zu finden hoffen, was sie am Leben erhält: die *action* und das Gespräch. Die Stadt scheint mir also eher geradezu eine Bedingung für gelingende Sprache im Alter zu sein, aber damit ist sie natürlich auch der Ort für ihr Ende.

Aber das ist eben alles noch zu diskutieren. Die Herausgeberinnen sagen es: „Die Forschung zu Sprache im Alter steht erst am Anfang“. Dieser Anfang macht die vorliegenden Studien zu einem eigentlich deprimierenden Thema so anregend – so jugendlich. Alter und Sprache und Literatur ist ein neues Thema, es ist ein weitgehend unerforschtes Thema, deswegen machen sich junge Forscherinnen an das Thema, in dem viel Zukunft steckt. Ich habe jetzt schon viel gelernt, über mich, über mein bisschen Zukunft.

Jürgen Trabant, Berlin 2011

PS 1 (psycholinguistisch): Ich musste mit diesem Vorwort auf eine mir völlig neue Situation reagieren, eine Herausforderung für meine nachlassende fluide Intelligenz, ich hoffe, dass mir meine kristalline Intelligenz aus der Patsche geholfen hat.

PS 2 (literarisch): Houellebeqs neuer Roman handelt vom Altern (und von der Opposition von Stadt und Land) und endet mit dem Tod des Künstlers Jed Martin: „Il se nourrissait maintenant exclusivement d'aliments liquides, et une infirmière venait, tous les soirs, lui faire une piqûre de morphine. Mais le matin il allait mieux, et jusqu'au dernier jour il put travailler au moins deux ou trois heures. C'est ainsi que Jed Martin *prit congé* d'une existence à laquelle il n'avait jamais totalement adhéré.“ Nach einigen erotischen Erinnerungen stirbt der alte Künstler: „Allons, il n'avait pas eu une mauvaise vie“. Und mit ihm die ganze Menschheit – und natürlich auch die Sprache: „Le triomphe de la végétation est total“.

Einleitung

Que l'on vive à Paris, on vit tous en province
quand on vit trop longtemps
(Jacques Brel, *Les Vieux*)

Vor dem Hintergrund des immer deutlicher spürbaren demographischen Wandels drängen Altersthemen in der öffentlichen Diskussion zunehmend in den Vordergrund. Die ältere Generation etabliert sich nicht nur als Zielgruppe von Politik und Werbung, auch in der Forschung beschäftigt man sich immer stärker mit dem Alter(n).¹

Denkt man das Altern, dem eine zeitliche Dimension per se inhärent ist, mit der räumlichen Dimension zusammen, stößt man schnell auf eine fundamentale Dichotomie: Stadt und Altern. Denn die Stadt als Raum der Jugend, der Szene und des schnellen Wandels scheint das Alter auszugrenzen, in die Provinz zu verweisen, wie Brel es formuliert. Mit den aktuellen soziopolitischen Implikationen des Themenkomplexes setzen sich zwar inzwischen zahlreiche Forschungsprojekte der Soziologie und der Stadtplanung auseinander, doch die Erforschung des Diskurses über das Altern sowohl in seiner synchronen Auffächerung als auch in seiner diachronen Entwicklung stellt in den Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaften immer noch ein Desiderat dar. Diesem will der vorliegende Band mit einer transversalen Diskussion um *ville et vieillissement* begegnen.

Ein Desiderat sind Arbeiten zum höheren Lebensalter besonders in der Linguistik, wo z.B. die Sprache der (Vor-) Städte in weiten Teilen gleichgesetzt wird mit der Sprache der Heranwachsenden. Hier verweist der Faktor Alter, der ja neben Bildung und Geschlecht einer der zentralen sozialen Fak-

¹ Zwar existiert das *National Institute on Aging* in den USA schon seit 1974, doch die intensive Forschung zum Thema setzt erst später ein; exemplarisch sei genannt: Fred Karl (Hrsg.) *Sozial- und verhaltenswissenschaftliche Gerontologie. Alter und Altern als gesellschaftliches Problem und individuelles Thema*. Weinheim und München: Juventa, 2003; die Kolloquien *Älter werden in der Großstadt Wien* (Wien 2005), *Altern im Fokus der Wissenschaften* (Freiburg 2006) oder *Gender Generation Ageing* (Rostock 2009).

toren sprachlicher Variation ist, regelmäßig gerade nicht auf das Alter, sondern auf die Jugend und ihre kreativen Sprachproduktionen in den unterschiedlichsten Regionen der Welt. Titel wie *Sprache und Alter* oder *Sprache und Stadt* kündigen gemeinhin die Beschäftigung mit Jugendsprache an – im Französischen ist *la langue des cités* sogar nahezu gleichbedeutend mit ‚Jugendsprache der Banlieue‘. Dieses Gewicht der Jugend hat zweifellos mit unserem Streben nach Jugendlichkeit zu tun.² Dass einige jugendsprachliche Eigenheiten auch bei Erwachsenen als nachahmenswert oder zumindest als zitierfähig gelten, wird aber auch oft darauf zurückgeführt, dass die Jugend nun einmal die auffälligste sprachliche Altersgruppe im Alltag der Stadt und in seiner Aufbereitung in den Medien ist.

Auf dem Gebiet der Literaturwissenschaft besteht dasselbe Desiderat, wenn auch hier das Alter seit den 1990er Jahren aufgrund seiner Präsenz im allgemeinen Diskurs bereits stärker ins Blickfeld gerückt ist. In der Romanistik sind einige Arbeiten zu verzeichnen, die sich mit der Diskursivierung des Alterns in verschiedenen Epochen beschäftigen,³ der von Pierre Brunel herausgegebene Band verknüpft das Phänomen sogar mit der Raumfrage.⁴ Des Weiteren liegen einzelne Arbeiten zu individuellen autobiographischen Auseinandersetzungen mit dem Altern vor. Themen, die eine Untersuchung der Diskursivierung des Alterns im Zusammenhang mit dem Thema Stadt nahe legen, wie die Dichotomie Stadt-Land, die Figuren des Stadtmenschen, allen voran die des Flaneurs und des Dandys, oder auch die Topographie der Stadt, werden zwar erforscht, jedoch selten im Kontext des Alterns. Auch auf dem Gebiet der Literaturwissenschaft bleiben also viele Lücken zu schließen.

Der vorliegende Band basiert im Wesentlichen auf literatur- und sprachwissenschaftlichen Vorträgen innerhalb der Sektion „Altern in der Stadt“ während des 7. Frankoromanistentages in Essen-Duisburg (im September

² Ob die Retardierung des Erwachsen-Werdens bei der heutigen Jugend, von der Psychologen soviel sprechen, damit zusammenhängt, kann hier nicht erörtert werden. Jedoch sei darauf hingewiesen, dass diese retardierte Reifung der Jungen zusammen mit dem langsameren Alt-Werden der Älteren durch die Vitalisierung des Alters so etwas wie ‚petrifizierte Jugend‘ als postmodernes Stilideal hervorzubringen scheint. Dem Anschein nach haben wir es mit der Neutralisierung der Opposition *jung* vs. *alt* zu tun.

³ Es sei verwiesen auf die Beiträge zum 18. Forum Junge Romanistik in *Alterungsprozesse: Reifen – Veralten – Erneuern*, hrsg. v. Eva Katrin Müller, Bonn: Romanistischer Verlag, 2003, sowie Joan Hinde Stewart: *The Enlightenment of Age: Women, Letters and Growing Old in Eighteenth-Century France*, Oxford: Voltaire Foundation, 2010.

⁴ Vgl. Pierre Brunel, *Penser l'espace pour lire la vieillesse*, Paris, 2006.

2010). Sein Ziel ist es, in Sprach- und Literaturwissenschaft ein Forschungsfeld zum Thema Altern und näherhin Altern in der Stadt sichtbar zu machen. Die Dokumentation romanistischer und germanistischer Forschungsansätze soll das Potenzial dieses Themenbereichs zur Diskussion stellen.

Auch wenn das Thema Stadt in den sprachwissenschaftlichen Beiträgen dieses Bandes eher im Hintergrund bleibt, ist es implizit immer präsent. Zwar können Fremdsprachenerwerb, autobiographisches Erzählen im *Atelier d'écriture* oder die Kommunikation zwischen unterschiedlichen Altersgruppen theoretisch auch auf dem Lande stattfinden, doch sind es in der Praxis doch eher städtische Beschäftigungen im und mit dem höheren Lebensalter.

Einen orientierenden Einblick in mögliche sprachwissenschaftliche Arbeitsfelder zum Thema Alter(n) gibt der Beitrag von Bettina Lindorfer. Die grundsätzliche linguistische Unterscheidung zwischen Sprachsystem und Sprachgebrauch aufgreifend fragt sie zunächst danach, wie ‚Alter‘ im Wortschatz des Französischen repräsentiert ist, bevor sie den Einfluss des Alters auf die Sprachverwendung ins Zentrum stellt. Sie zeigt, dass hierbei die soziolinguistische und die psycholinguistische Zugangsweise zu höchst unterschiedlichen Ergebnissen kommen, indem sie jeweils unterschiedlichen Prämissen folgen: Einmal ist Alter eine soziale Variable, die interaktiv ausgehandelt wird, das andere Mal gilt das (numerische) Lebensalter als unhinterfragter Ausgangspunkt, von dem aus die sprachlichen Leistungen evaluiert werden.

Brigitte Jostes konfrontiert im Rückgriff auf aktuelle Ergebnisse der empirischen Forschung zwei scheinbar unvereinbare Diskurse miteinander, die das Sprachenlernen der Älteren grundieren, nämlich den bildungswissenschaftlichen Diskurs des „Lebenslangen Lernens“ einerseits und den sprachwissenschaftlichen Diskurs zur „kritischen Periode“ des Spracherwerbs andererseits. Insbesondere durch die Einbeziehung der historischen Dimension resultiert aus dieser Konfrontation die bemerkenswerte und ungewohnte Ansicht eines „weisen“ Sprachenlernens der Älteren – nicht nur, weil sie in großer Zahl an einem emanzipatorischen Begriff des Lernens (in dessen Zentrum die persönliche Bildung steht) festhalten. Weise erscheint das Sprachenlernen der Älteren auch deshalb, weil der fremdsprachliche Akzent, der den Fremdsprachenspätbeginn verrät, in naher Zukunft vermutlich die heute ihm noch anhaftende „Peinlichkeit“ verloren haben wird.

Annett Volmer stellt in ihrem Beitrag ihre Befragung von älteren Sprachlernenden an Volkshochschulen zum Zusammenhang von Spracherwerb und Alter vor. Auf der Grundlage dieser empirischen Studie leitet sie Prinzipien

einer alterssensiblen Didaktik ab, bei denen nicht nur der Abbau von Vorurteilen gegenüber dem Alter thematisiert wird, sondern auch besondere Motivationsstrategien dieser Lernergruppe diskutiert werden.

Öffentliche Diskurse zum Thema Alter(n) in deutschen Printmedien sind das Thema von Carolin Krüger. Ihr Beitrag zu diesem Band geht der Frage nach, ob und inwiefern sich diese Diskurse vor dem Hintergrund des soziostrukturellen Wandels im *Spiegel* von den 1950er bis in die 2000er Jahre thematisch und sprachlich verändern. Dabei zeigt ihre exemplarische Analyse des Teildiskurses „Alter als Zielgruppe“ die Konstruktion und Entwicklung der Altersbilder von den „politisch unmündigen“ zu den „manipulierenden Alten“ und von den „wirtschaftlich nicht existenten“ zu den „konsumfreudigen, modernen Alten“.

Das Interesse von Annette Gerstenberg gilt dem sozialen Prozess und den pragmatisch relevanten Faktoren des autobiographischen Erzählens älterer Menschen. Vermittelnde Instanz zwischen Stadt und Individuum ist in ihrer Untersuchung ein Schreibatelier in einem Altersheim in Toulouse. Im Zentrum ihres Beitrages steht die Frage, wie die Stadt als Kontext und als Gegenstand des Erzählens durch die Stimuli des Schreibateliers aufgerufen wird.

In der Literatur ist zunächst, in Antike und Mittelalter, eine stark apologetische Haltung der Schreibenden dem Alter gegenüber zu beobachten. Werke wie Ciceros *Cato maior de senectute* oder Marbods *Liber decem capitulorum* suchen offenbar, eine äußerst negative Diskursivierung des Alters aufwendig durch den Hinweis auf die Weisheit zu relativieren.⁵ In der Renaissance gehen die Humanisten gar so weit, die Jugend als Chance zur Vorbereitung eines glücklichen Alters zu sehen. Die räumliche Dimension und der urbane Raum verknüpfen sich jedoch erst mit der Frage des Alter(n)s, als Paris seine zentrale Position etabliert und *die* Großstadt wird: im Zeitalter der Aufklärung.

Mit einem der wichtigsten Autoren dieser Zeit beschäftigt sich Rosmarie Fabian. Sie zeigt, dass Voltaire dem Alter ein anderes Bewusstsein zuordnet, welches, eng mit dem Gedanken an die Vergänglichkeit verknüpft, eine andere Lebensweise impliziert, da ihm das exzessive Leben der Stadt nicht mehr angemessen ist. Hier entsteht also eine erste, rudimentäre Topographie des Alterns: Während die vergnügungssüchtige Jugend dem Stadtleben

⁵ Zum Altersdiskurs im Mittelalter vgl. *Die Pein der Weisen – Alter(n) in Mittelalter und früher Neuzeit*, hrsg. v. Christoph Oliver Mayer/Alexandra Stanislaw-Kemenah, München: Martin Meidenbauer (MIRA 6), 2011.

frönt, empfiehlt sich im Alter der Rückzug auf das Land, den Voltaire jedoch im Gegensatz zu Horaz als aktiven – in politischer wie in poetischer Hinsicht – definiert. In einem zweiten Schritt liest Fabian dies als poetologische Positionierung und kann zeigen, dass für Voltaire die neue schöpferische Aktivität den Verlust der Jugend durchaus ausgleicht, liegt doch ihr Lohn in der Möglichkeit zur literarischen Unsterblichkeit.

Während bei Voltaire Stadt und Hof, Paris und Versailles, zu einem Raum verschmelzen, konzentrieren die soziokulturellen Umwälzungen des 19. Jahrhunderts das Leben auf die rasant wachsende Metropole. Ein Typus beherrscht die sich entwickelnde Literatur über die Großstadt: der Flaneur, Beobachter der Stadt, der sehr schnell mit dem Schriftsteller identifiziert wird, wie in Louis Huarts *Physiologie du Flâneur* (1841).⁶

Dem Blick dieses privilegierten Lesers der Stadt folgt Solveig Kristina Malatrait in zwei Richtungen, nämlich in Bezug auf das Altern der Stadtbewohner wie auf das der Stadt selbst. In Baudelaires *Petites Vieilles* werden diese, groteske Marionetten nur auf den ersten Blick, durch ihr *heterochrones* Sein – zugleich Konglomerat des Vergangenen und der Gegenwart enthoben – zu schmerzlichen Identifikationsfiguren für den Flaneur. Sie führen ihm seine Sterblichkeit vor Augen, zeigen aber auch die Möglichkeit der heroischen Auflehnung gegen die göttliche Bestrafung. Kontrastiv dazu werden Prosagedichte von Jacques Réda betrachtet, dem Flaneur der 1970er Jahre, der dem rasanten Wandel der Stadt, falsche Verjüngung des Verfallenden, in einer Anstrengung des Bewahrens des augenscheinlich Alten seine Liebe zu alten Gebäuden, Jazz und „terrains vagues“ entgegensetzt.

Diesen positiven Darstellungen des Alter(n)s steht am Ende des 19. Jahrhunderts eine äußerst negative gegenüber, mit der sich Véra Partensky befasst. Die Dekadenz definiert das Alter(n) als Prozess des Verfalls, als „maladie mortelle“, die mit Schminke und Perücken bekämpft werden muss. Diese Krankheit löst jedoch, wie Partensky nachweist, in der Figur des Dandys keineswegs eine ontologische Krise aus, sondern wird im Gegenteil im dekadenten Roman zum Attribut des extrem Zivilisierten. Ihre Lektüre von Jean Lorrains *Monsieur de Bougrelon* (1897) spürt den Bedeutungen des Alterns im Universum der Stadt nach, das sich als Universum der Zeichen erweist, die nurmehr auf eine absente Realität verweisen und so die Grenzen zwischen Jugend und Alter letztendlich verwischen.

⁶ Vgl. E. Köhn: *Strassenrausch. Flanerie und kleine Form. Versuch zur Literaturgeschichte des Flaneurs von 1830-1933*, Berlin: Das Arsenal, 1989, für einen konzisen Überblick über die Entwicklung der Gestalt; für weitere Literatur s.u. S. 128.

Diesen literarischen Neudefinitionen des Alter(n)s setzt Jean Améry in *Über das Altern: Revolte und Resignation* (1968) eine radikal subjektive Auseinandersetzung entgegen, die im Zentrum des Beitrags von Dagmar Bruss steht. Dem phänomenologisch-anthropologischen Ansatz, der sich bei Améry sowohl im Hinblick auf den von ihm hochverehrten Proust als auch formal im autobiographischen Schreiben zeigt, folgt Bruss, indem sie Proust mit Améry liest. Sie kann so zeigen, dass Proust und Améry das Altern als Ver-Nichtung in der Wahrnehmung der anderen und als ambige Ich-Dissoziation vor dem Spiegel beschreiben. Der Weltverlust, den das Altern als Bündeln von gelebter Zeit impliziert, wird insbesondere von Améry als Prozess einer Ausgrenzung, als erlittene Gewalt, erlebt, welche die Revolte durch das Kunstwerk provoziert, auch wenn dieses die Spuren des Flüchtligen bereits in sich trägt.

Auf die subjektive Seite des Alterungsprozesses konzentriert sich auch Dorothee Brandt-Hurka, die Jasmina Rezas *Une Désolation* (1999) aus einer neuen Perspektive untersucht: Während der Protagonist des Romans, Samuel Perlman, in der Forschung vor allem als Erbe des „Misanthrope“, wenn nicht gar als misogyner Kauz betrachtet wird, untersucht sie die Figur vor dem Hintergrund der Gerontopsychologie neu. Das bösertige Verhalten und die freiwillige Isolation erscheinen nun als Symptome einer Altersdepression, die sich im „therapeutischen“ Monolog artikuliert und so dem öffentlichen Diskurs begegnet. Brandt-Hurka betrachtet die Figur auch vor dem Hintergrund der realen Situation alter Stadtbewohner von Paris und zeigt, dass auch an der Schwelle zum 21. Jahrhundert der Roman der Ausgrenzung mit dem Rückzug in den Garten begegnet.

Vom alten Mann in Paris schlägt Hella Ehlers einen Bogen zu einer alternden Frau im zeitgenössischen Berlin, die als postmoderne weibliche Variante des Flaneurs im Stadtspaziergang vor allem die „durchschimmernde“ eigene, familiäre und städtische Vergangenheit erforscht. In Irina Liebmanns *Die freien Frauen* (2004) schreibt die Protagonistin ihr Leben und auch ihr Altern qua Spaziergang der Topographie der Stadt ein, erkundet gleichsam zwanghaft Menschen und Räume in „alten Geschichten“. Ehlers zeigt, dass dies den doppelten Versuch darstellt, das Vergangene zu bewahren, weil es eine identifikatorische Bedeutung für die Protagonistin besitzt, und gleichzeitig den defizitären Zustand des *kulturellen Alterns*, den sie an ihren Freundinnen bemerkt, durch Aktivität zu kompensieren.

Die Beiträge in diesem Band zeigen über die Disziplingrenzen hinaus verschiedene Facetten des Themas auf, die man unter die beiden Begriffe *Reden im Alter* und *Reden über das Alter* subsumieren kann.

Die Beiträge, die sich mit dem Reden im Alter beschäftigen, zeigen, dass viele der wahrgenommenen Defizite letztlich auf ein defizitäres Alter(n)sbild zurückzuführen sind. Der alternde Mensch kann, so wird gezeigt, auch im Alter erfolgreich Sprachen lernen, er kann darüber hinaus dem *kulturellen Altern*, dem allmählichen Sich-Entfernen von der Welt, durch Aktivität begegnen, durch Neugier und Offenheit. Die skizzierten Möglichkeiten der „Revolte“ zeigen auch und vor allem, dass das Bild des defizitären Alters wesentlich nicht von der Wirklichkeit, sondern von den Diskursen geprägt wird: vom *Reden über das Altern*.

In den Beiträgen zu diesem Bereich werden Aspekte und Fragmente des Altersdiskurses sichtbar, in denen Innen- und Außensicht in erschreckender Weise sich decken: Die Haltung dem Alter gegenüber entwickelt sich zwischen den Extremen der radikalen Abwertung, des Leugnens oder Verschweigens, und auf der anderen Seite der (schmerzlichen) Akzeptanz oder gar der Identifizierung des Alters mit Weisheit oder zivilisatorischer Höhe. Im hier fokalisierten Zusammenhang mit der Stadt kommt es – neben der erwarteten zeitlichen Entfaltung – zur Entwicklung von Topographien des Alter(n)s, mit der Tendenz, das Alter aus der Stadt und damit aus dem Zentrum in die Peripherie zu verweisen, ob dies nun als Ausgrenzung erlebt oder als weiser Rückzug gepriesen wird.

Man könnte sich nun fragen, ob dies bedeutet, dass die Stadt kein Ort für das Alter(n) ist – vielleicht sind solche Diskursivierungen aber auch nur ein Zeichen dafür, dass die Stadt von großer Attraktivität auch für Ältere ist – zumal für die aktiven Älteren der Gegenwart, die sich ihren Platz in der Gesellschaft und in der Stadt nicht nehmen lassen.

Berlin und Hamburg
im Oktober 2011

Bettina Lindorfer und *Solveig Kristina Malatrait*

Bettina Lindorfer

Stadt – Sprache – Alter: Neue Annäherungen an „Sprache und Alter“

Eine Folge des demographischen Wandels¹ ist, dass in unterschiedlichsten Bereichen immer mehr zum Thema Altern geforscht wird. Ein positiver Effekt dieser Forschung ist, dass viele Vorurteile und Stereotypen über das Alter(n) in sich zusammenbrechen. Fragwürdig geworden ist etwa das vermeintliche Wissen darüber, wann Alter eigentlich beginnt. In der Entwicklungspsychologie z.B. gehört es zum Lehrbuchwissen, dass in vielen Bereichen die menschliche Funktionsfähigkeit bereits mit Ende zwanzig abnimmt (Oerter / Montada 2008: 373). Wenn man z.B. das Sehen nimmt, so fängt Alt-Werden, wenn man denn auf dieser Kategorie beharren will, nicht erst mit 60, 65 oder 67 Jahren an, sondern eigentlich schon mit 28 oder 29. Durch die Altersforschung erscheint der höhere Lebensabschnitt auch immer weniger als jener beklagenswerte Zustand, in dem Krankheiten die Stimmung diktieren, Intellekt und Schaffenskraft nachlassen und Vergangenheitsfixiertheit verbunden mit einer wachsenden Rigidität an ihre Stelle treten: Die seit etwa zwei Jahrzehnten zu beobachtende Vitalisierung des Alters ist dabei nach Ansicht vieler Gerontologen längst noch nicht abgeschlossen (vgl. Gruss 2007: 10). Zudem gilt es als gesichert, dass die Varianz zwischen den Individuen mit zunehmendem Lebensalter keineswegs zurückgeht, sondern im Gegenteil steigt, so dass es auch daher geboten erscheint, die Rede von „dem“ Alter bzw. „den“ Alten kritisch zu hinterfragen (vgl. Baltes 2007: 16).

Diese De-Stereotypisierung, die von der Majorität der Altersforscher geteilt werden dürfte, scheint allerdings alltagspsychologisch noch eher auf verlorenem Posten zu stehen. Das deuten zumindest sprachliche Markierungen für nicht altersgemäßes Verhalten an: *Kindisch, frühvergreist, altklug* im Deutschen und *infantile, sénile, précoce* im Französischen geben z.B. indirekt Rückschlüsse darüber, welches Verhalten in einer Altersstufe als adäquat gilt und welches nicht. Hinkt die Sprache hier einmal wieder den gesicherten Erkenntnissen hinterher wie bei den Klassikern frz. *coucher/lever du soleil*, dt. *Walfisch* etc. oder bringt sie Alltagserfahrungen auf den

¹ Dabei rechnen Demographen damit, dass die Lebenserwartung weiter steigen wird. In den Industriestaaten prognostizieren sie eine höhere Lebenserwartung von zwei bis drei Jahren pro Dekade.

Punkt, die dem wissenschaftlichen Blick nur zu beiläufig sind, um sich damit eingehend zu befassen?

Mein Beitrag will im Folgenden sprachwissenschaftliche Zugangsweisen zum Thema Alter sondieren. Der grundsätzlichen linguistischen Unterscheidung zwischen *langue* und *discours* folge ich dabei insofern, als ich zunächst einen Blick auf die Wörter werfe, bevor ich zum Gebrauch der Sprache im Alter komme. Auf den folgenden Seiten wird somit einerseits das französische Wortfeld ALT umrissen und Verwendungsweisen seines zentralen Lexems *vieux* skizziert, andererseits steht das Sprechen der „personne âgée“² im Zentrum. Die hierbei zentrale Frage, ob und ggfs. wie sich der Gebrauch der Sprache in der Lebensspanne verändert, wird mit Hilfe von soziolinguistischen und psycholinguistischen Untersuchungen angegangen. Das scheinbar widersprüchliche Ergebnis dieser doppelten Annäherung ist, dass Alter eine feststehende Größe ist, die auch sprachlich(-kognitiv) ihren Tribut fordert, und dass sie sich zugleich als eine erst in der sprachlichen Interaktion hergestellte Variable erweist. Zu erklären ist dieser Widerspruch durch die unterschiedlichen begrifflichen und theoretischen Vorannahmen, die zum Abschluss diskutiert werden sollen. Zunächst möchte ich jedoch der Frage nachgehen, ob für all diese Thematisierungen des höheren Lebensalters die wesentlich forciert betriebene Jugendsprachforschung als eine Art Modell gelten kann.

Jugend- und Alterssprache als Abweichung von der impliziten Norm

Sowohl die Rede von der Sprache der Jugend als auch der des Alters unterstellt eine Abweichung von einer „normalen“ mittelalten Sprechergruppe. Ihr „unauffälliges ‚mittleres‘ Sprechen“ (Sachweh 2001a: 6) könnte man als eine Art *degré zéro* der Sprache bezeichnen, das implizit zur unmarkierten „Norm“ avanciert (vgl. Zimmermann 1990: 238), sobald es um Sprache und Alter geht. Indirekt zeigt sich dies auch daran, dass es weder im Deutschen noch in den romanischen Sprachen eine eigene Bezeichnung dafür gibt. Sowohl die Gruppe der Jugendlichen als auch die der Älteren hebt sich gesellschaftlich – und oft auch lebenspraktisch – von den „Mittelalten“ ab, insofern beide als nicht Erwerbstätige von den produktiven mittelalten und jüngeren Erwachsenen abhängig sind. Doch hier endet die Gemeinsamkeit. Im Vergleich zu Jugendsprache, aber auch zu Kindersprache oder *Baby talk*, ist die Sprache der älteren Generation immer noch ein Waisenkind der lin-

² Euphemismus für *vieille personne* bzw. *vieillard*. Im Deutschen verwendet man scheinbar paradox den Komparativ von *alt*, um nicht unhöflich zu sein; vgl. das Bovenschen-Zitat im Beitrag von Brigitte Jostes.

guistischen Forschung. Auf den ersten Blick scheint es deshalb naheliegend, diesen Rückstand aufzuholen, indem man Schwerpunktsetzungen, Methoden und Erkenntnisse der weiter entwickelten Jugendsprachforschung aufgreift. Auf den zweiten Blick zeigen sich jedoch große Divergenzen. So steht in der Forschung zur Jugendsprache mit dem Wortschatz – den Wortneubildungen durch Metaphern, Metonymien, Entlehnungen, Kürzungen etc. – eine sprachliche Ebene im Vordergrund, die darauf hindeutet, dass es sich hier um eine bewusst eingesetzte Sprechweise handelt. Die linguistische Konzentration auf die lexikalisch-semanticen Eigenheiten des Subsystems ist ja nur eine Folge dieses provokativen Abrückens der Jugend vom Standard.

Demgegenüber verweist die „Sprache der älteren Generation“ im Allgemeinen weder auf ein absichtlich konstruiertes Subsystem noch auf das intentionale Rekurren auf bestimmte Wortbildungsstrategien. Es sind vielmehr sprachliche Fehlleistungen wie *tip of the tongue*-Phänomene, Abschweifungen, Wiederholungen etc. – also gerade nicht Absicht und Provokation, sondern Unkonzentriertheit und Kontrollverlust –, die zu den auffälligsten sprachlichen Merkmalen zu gehören scheinen. Das zeigt zunächst einmal, dass (höheres Lebens-) Alter zuallererst als biologische und eher weniger als soziale Variable wahrgenommen wird und vor allem Momente des (kognitiven und damit einhergehend des kommunikativen) Abbaus in den Vordergrund gerückt werden.

Ein weiterer Unterschied liegt darin, dass Jugendsprache deutlicher in bestimmten Gesellschaftsgruppen verankert ist. Nicht nur gilt sie nämlich als Charakteristik der 12- bis 18-Jährigen, sondern auch als an soziale Subgruppen gekoppelt, wie z.B. Migranten, Vorstadtbewohner oder bildungsferne Schichten. Bei älteren Sprechern scheint demgegenüber der Sozialgruppenaspekt zurückzutreten und der Bildungsaspekt zentraler zu sein.³

Auch die Frage nach dem Wechselverhältnis zum sprachlichen Standard stellt sich ganz anders dar: Ob als innovativer, witziger oder selbstreflexiver Motor der Sprachentwicklung gepriesen oder im Gegenteil als reduziert, abgeflacht, ja dekadent beschimpft, steht die Jugendsprache immer wieder im Rampenlicht der Diskussion. Ganz anders ist es in Bezug auf die Sprache des Alters: Hierzu schweigen Forschungsliteratur und Talkshow-Modera-

³ Zumindest für die kognitive Leistungsfähigkeit sind nach Reischies u.a. 2010: 389 Bildung und Sozialprestige wichtiger als soziale Schichtzugehörigkeit oder Einkommen. Auch Gerstenbergs Untersuchung unterstreicht diesen Aspekt, insbesondere zeigt sich in ihrem Korpus „eine signifikant positive Korrelation“ von Nominalstil und Schulbildung (Gerstenberg 2011: 260).